

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nooteboom, Cees
Schiffstagebuch

Ein Buch von fernen Reisen
Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen Mit Fotos von Simone
Sassen

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42227-4

SV

Cees Nooteboom
Schiffstagebuch

Ein Buch
von fernen Reisen

Fotos: Simone Sassen

*Aus dem Niederländischen von
Helga van Beuningen*

Suhrkamp Verlag

Die niederländische Ausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Scheepsjournal*
bei De Bezige Bij, Amsterdam

Erste Auflage 2011

© Cees Nooteboom 2010

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42227-4

Schiffstagebuch



Das erste Erlebnis einer Reise ist die rätselhafte Ausdehnung der Möglichkeiten nicht nur in die Richtung, in die man reist, sondern in alle Richtungen, und es bedarf besonderer Geistesgegenwart, um in der plötzlich um ein Vielfaches angewachsenen Welt nicht seine Sicherheit zu verlieren.

Béla Hamvas, *Kierkegaard in Sizilien*



Cervantes in São Paulo

I

Über Kap Hoorn nach Montevideo

Schiffstagebuch I

Man fliegt nicht einfach so quer über den ganzen Globus, jedenfalls nicht, wenn man an dem Ort, an dem man nach zwölfstündiger Reise landet, eigentlich nichts zu suchen hat. Die Welt existiert unaufhörlich, ununterbrochen, überall. Man sieht es schon bei der Landung, Lichter, so weit das Auge reicht, rollende Autos, Züge, ein anderes Flugzeug in der Luft. Alle wußten von der Ankunft, Zoll, Polizei, Taxichauffeure. Auf der Autobahn ins Zentrum von São Paulo kommt der Verkehr zum Erliegen. Verzweifeltes, vieltöniges Gehupe, das nach Hause will, Tuben von Lastwagen und Bussen, Trompeten und Saxophone vom Rest. Kakophonie, aber ohne Struktur, Fetzen, die durchs Gehirn irren, auf der Suche nach einem Opfer. An wie vielen Stellen der Welt steht in diesem Augenblick der Verkehr still? Die Doppelreihe qualmt und kriecht, der frühe Abend ist grau und düster, obgleich hier Sommer ist, hohe Wohnblocks, im Moment ist nichts reizvoll, hinter fernen Fenstern bewegen sich Schemen, die weißen Flecke des Fernsehens.

Es sind Augenblicke, an die man sich auf dem Sterbebett nicht erinnern will, in die Länge gezogene, eine angestaubte, leicht eklig gewordene Zeit, die am nächsten Tag wie ein alter Lumpen von einem gezogen wird, doch erst einmal schlafen, erst einmal in dieses unbekannte, ungeliebte Zimmer, das zwischen den Wänden mit der pappfarbenen Tapete, dem Badezimmer mit den diarrhöfarbenen Fliesen, dem lauwarmen Wasser aus dem Hahn und dem Radio der Nachbarn ebenfalls seit einer

Ewigkeit für einen bereitsteht. Dann möchte die Zeit einen wissen lassen, daß ihr Ablauf vergiftet ist, mitten in der eigenen Nacht geht die Sonne auf, und erst Stunden später ist es Morgen. Ich bin hier schon mal gewesen und werde später zurückkehren, alles, was ich jetzt zu tun habe, ist, einen Tag lang umherzustreifen, bevor ich nach Santiago de Chile weiterreise.

Der erste, dem ich begegne, ist Cervantes. Er sitzt merkwürdig aufrecht da, zwei Beine sehr entschlossen nebeneinander auf den Boden gestemmt. Keine Übertreibung, die Zahl zwei, das Bild besteht auf diesem lächerlichen Nachdruck. Die Beine sind glatt und hoch wie Säulen, als habe der Bildhauer nicht gewußt, wie man Strümpfe gestaltet. Cervantes' noch junges Haupt steckt fest im Mühlkragen, ein Mann, der mit seiner Sprache auf diesen fremden Kontinent gereist ist und sich nicht darüber wundert, daß die Welt dort so geblieben ist, wie sie früher war, Kriege, wie er sie erlebt hat, Gefangenschaft, wie er sie gekannt hat, Herrscher und Sklaven, er sieht mich leicht schräg von der Seite an, als müsse er mir alles mögliche erklären, dort, unter den Palmen. Seltsamer Beruf, Standbild, immer nur dasitzen, um Menschen an etwas zu erinnern. Ob es jemanden gibt, der an ihm vorbeigeht und denkt, eigentlich müßte ich doch mal ein Buch von ihm lesen? Ich weiß nicht, ob das so funktioniert. Wir treffen uns um fünf vor dem Cervantes-Denkmal – ja, für so etwas sind Standbilder gut.

Am nächsten Tag fliege ich von der einen Küste zur anderen, über Paraná, über den Süden Paraguays, über den großen, wilden trockenen Norden Argentinien und das gefräßige Gebiß der verschneiten Kordilleren, hinter denen Chile liegt, als gehöre es nicht zur übrigen Welt.

Mein Leben wird von Schriftstellern bestimmt. Abend in Santiago de Chile. Ich esse im tiefen Blau, Azul Profundo, einem Neruda-Restaurant. In Amsterdam gibt es eine Proust-Bar, ein Bordewijk- und ein Kafka-Restaurant, doch keines dieser Etablissements hat einen wirklichen Bezug zu einem Schriftsteller. Das ist hier anders. Fotos, Bugspriete, Galionsfiguren, Gedichte, alles ist da, der Dichter kann jeden Moment eintreten und die ungebetenen Gäste hinausjagen. Später gehe ich am Palast seines Freundes Allende vorbei. Da ist der berühmte Balkon von jenem letzten Foto, in meiner Erinnerung sehe ich den Mann mit dem hilflosen, etwas schief über der zu großen Brille sitzenden weißen Helm, der mit seiner Waffe heraustritt, als wolle er Pinochet vertreiben, ein Intellektueller, der sich in die Welt der Gewalt verirrt hat. Die U-Bahnstationen, an denen ich vorbeikomme, heißen Heroes und Escuela Militar, die Armee ist noch immer nicht weit. An der Alameda O'Higgins liegt die altmodische *confitería* Torres, in der Allende zusammen mit allen anderen Präsidenten Chiles an der Wand hängt, würdevolle rechts oder links denkende Herren im Frack mit Schärpen und Ehrenkreuzen. Der Ober, der aussieht wie ein Schauspieler, der einen alten Minister geben soll, folgt meinem Blick und sagt: »Fueron todos presidentes, y todos murieron«, sie alle waren Präsidenten, und alle sind gestorben, und ich erwidere: »Aber nicht auf die gleiche Weise.« Er macht eine flüchtige Handbewegung, ach, was soll's, und versucht mir dann zu erklären, was das Wort *locos* bedeutet, das ich auf der Karte gesehen habe. Es steht bei den Fischgerichten, damit ist das schon mal klar, aber in Spanien bedeutet *locos* einfach



Isla Negra, Chile. Das Grab Pablo Nerudas



Nerudas Bar

Verrückte, und es hilft mir nicht weiter, daß er immer nur auf seine Handfläche zeigt. Doch die offene Hand ist eine Muschel und ein *loco* (den ich später nicht im Wörterbuch finden kann) eine Art Abalone, die sich nicht in eine Dose hat sperren lassen.

Am nächsten Morgen fahre ich durch eine dürre Landschaft zur chilenischen Küste. Antonio Skármeta, einst chilenischer Exilant in Berlin, danach mein Hausherr in dieser Stadt, später chilenischer Botschafter in Deutschland, ist wieder zu dem geworden, was er war, bevor er während der Pinochet-Diktatur flüchten mußte: Schriftsteller, und er hat dafür gesorgt, daß ich Nerudas Haus auf der Isla Negra, der schwarzen Insel, besuchen kann. Von ihm stammt *Mit brennender Geduld*, die Geschichte von Neruda und seinem Postboten, die durch den Film *Il Postino* mit Mastroianni berühmt wurde.

Der Ozean ist wild an diesem Tag, man sieht von dem Haus aus, das sehr viel Ähnlichkeit mit einem Schiff hat, die Brandung gegen die Felsen schlagen. Seekarten, Himmelsgloben, Galionsfiguren mit Brüsten für die Gischt, ein fliegender Engel aus dem dunkelsten Holz, Bilder Ilja Ehrenburgs, Baudelaires, Gedichte von Du Bellay, von Leopardi, von Dante, ein Schrank mit den übergroßen Kleidungsstücken des Dichters selbst, sein Nobelpreis-Smoking, seine mächtigen Schuhe, sein großkarierteres Tweedjackett, ein Flur voller Masken, die Bar, in der er seine Freunde bediente, Cocktails mit Cointreau und Kognak, die Schürze, die er dabei trug und die niemand anfassen durfte, ein Reklamebild von Old Scotch Whisky, King George IV. mit Königsmantel und Strumpfband neben dem rennenden Johnny Walker, Krüge, Gläser, Fla-

schen, alles um eine Nummer größer als in der normalen Welt. Sein Grab unten im Garten gleicht einem Doppelbett, dort liegt er zusammen mit Matilde Urrutia, die ihn um zwölf Jahre überlebte, ganz in der Nähe zwei riesige Anker und auf dem Grab selbst ein großer Stein, es sieht aus, als habe jemand Angst gehabt, der Dichter wolle sich nachträglich noch davonmachen. Er starb zwölf Tage nach dem Putsch. In den letzten Tagen vor seinem Tod schrieb er hier an seiner Autobiographie *Confieso que he vivido*, Ich bekenne, ich habe gelebt. Es sind bittere Worte über die Welt, die sein Land verraten hat, indem es diesen Staatsstreich zuließ. Mit Gewalt wurde eine demokratisch gewählte Regierung vertrieben, die versucht hatte, endlich etwas Gerechtigkeit zu schaffen: »Die Version der Angreifer lautet: sein lebloser Körper wurde mit sichtlichen Zeichen des Selbstmords gefunden. Die im Ausland veröffentlichte Fassung lautet anders. Gleich nach dem Luftbombardement traten Panzerwagen in Aktion, viele Panzerwagen, um furchtlos gegen einen einzigen Mann zu kämpfen: den Präsidenten der Republik Chile, Salvador Allende, der sie in seinem Arbeitszimmer erwartete, ohne weitere Gesellschaft als sein großes Herz, umgeben von Rauch und Flammen.« Der unfriedliche Ozean hämmert gegen die Felsen, das Geräusch der Brandung muß, wie bei Chateaubriand in Saint-Malo, bis in beider mächtiges Grab dringen. Die schönste Liebesdichtung neben fatalen Oden an Stalin, dieser Mann spielte in einem fort auf der gewaltigen Orgel seiner Sprache, die halbe spanischsprachige Welt hat seine Gedichte gestohlen, um Liebesbriefe zu schreiben. Auf einer marmornen Gedenkplatte, die »die Spanier von der *Winnipeg*« für ihn errichtet haben, stehen seine eigenen Worte:

*todos fueron entrando al barco
mi poesía en su lucha había logrado
encontrarles patria
y me sentí orgulloso*

(alle kamen an Bord/meiner Poesie war es, durch ihren Kampf, gelungen,/ein Vaterland für sie zu finden/und ich war stolz darauf). Während des Bürgerkriegs war es Neruda und seinen Freunden wie Diego Rivera gelungen, von Paris aus ein Schiff zu chartern, auf dem spanische Intellektuelle und Künstler der Rache des Franco-Regimes entkommen konnten. Es war der Beginn einer langen Periode des Exils, das sich über die gesamte spanischsprachige Welt ausgebreitet und enorme Auswirkungen gehabt hat. Dieses Schiff war die *Winnipeg*.

3

Die *MS Deutschland*, das schöne, altmodische Schiff, auf dem ich gut zwei Wochen lang nach Kap Hoorn und weiter bis nach Buenos Aires reisen werde, liegt in Valparaíso auf Reede. 22 400 Tonnen, 175 Meter lang, Eichentäfelung, blankpoliertes Messing, nicht eines dieser modernen schwimmenden Wohnsilos, die ich im Sommer in Spanien sehe. Es ist unvermeidlich, daß ich an Slauerhoff denke. Wie oft war er hier, als er die Südamerikaroute fuhr? Von Deck aus muß er dann, wie ich jetzt, die sacht ansteigenden Hänge der Stadt betrachtet haben und dahinter in der Ferne die weißen Gipfel der Anden. Aber nein, als ich viel später Slauerhoff zusammen mit Valparaíso bei Google eingebe, bekomme ich zwar eine Site der Weesper-

trekvaart-Männer mit Seemannsliedern, doch unter ihnen findet sich kein Text von Slauerhoff. Ein typisches Beispiel für die Kraft der Legende, der Dichter war zwar oft in Südamerika, allerdings auf der anderen Seite des Kontinents, dort, wo ich hinfahre. Immerhin bleibt mir ein Lied von Sting:

*Red the port light, starboard the green,
How will she know of the devils I've seen
Cross in the sky, star of the sea
Under the moonlight, there she can safely go
Round the Cape Horn to Valparaiso.*

Ich verdiene mir die Reise in der Admiralskajüte durch zwei Lesungen, von denen ich eine gemeinsam mit meinem Freund Rüdiger Safranski bestreiten werde, der solche Touren schon früher gemacht hat. »Aber dann bist du ein Bediensteter«, sagte der berühmte Kollege aus den Niederlanden treffsicher wie immer, als ich ihm von der bevorstehenden Reise erzählte. »Genau«, antwortete ich, »wie 1957, als ich zum erstenmal nach Südamerika fuhr und die Überfahrt dadurch bezahlte, daß ich Toiletten schrubbte und die Herren Offiziere bei Tisch bediente. Das surinamische Schiff, auf dem ich war, ging später bei Tobago unter, und die Hügel von Tobago waren das erste, was ich von diesem Kontinent gesehen habe.« Bediensteter unter Bediensteten: An Bord sind weiterhin ein Gitarrist, eine Sängerin, eine Klassik-Pianistin aus Aserbaidshan, ein paar Tänzerinnen mit sehr langen Beinen, ein Zauberkünstler. Außerdem bildet das Schiff die Kulisse einer sentimentalen Fernsehserie, *Das Traumschiff*, die ich nie gesehen habe, die aber in Deutschland sehr popu-

lär ist. Alle echten Offiziere, inklusive vielleicht sogar des Schiffsarztes, haben also einen fiktiven Doppelgänger, und das gilt auch für die schmetterlingsgleichen Schauspielerinnen, die wir manchmal unter Filmscheinwerfern über das Deck huschen sehen. Das verleiht dem Ganzen etwas Unwirkliches, das mir gut gefällt.

Der *richtige* Kapitän ist ein über vierzigjähriger Beau garçon, der in jedem englischen Kriegsfilm einen deutschen Offizier spielen müßte. Außerdem ist er ein echter Leser – wer immerzu um die Welt fährt, hat viel Zeit. Wenn er Landurlaub hat, wohnt er in Paris. Ich werde viele Stunden mit ihm auf der Brücke zubringen, ein Jungentraum, der mir geblieben ist. Er erzählt mir, daß manche Passagiere regelmäßig wiederkommen. Einsame Menschen, sagt er, die es an Land allein nicht mehr aushalten und manchmal ein halbes Jahr lang mitfahren, die Crew ihre Ersatzfamilie.

Puerto Montt ist der erste Hafen, in dem wir anlegen, zwischen lebhaftem Hin und Her kleiner Boote, vollbepackt mit Blöcken aus schwarzem gepreßtem Tang. Wenn man Chile für einen Moment vom Rest des Kontinents ablöst, sieht man, wie unendlich schmal und lang das Land ist, viele Tausende Kilometer. Puerto Montt ist eine Provinzstadt, Hauptstadt der X. Region. Nach Süden zu wird das Land immer leerer, die Nummern der Regionen höher. Puerto Montt ist bis zur Antarktis (XII. Region) die wichtigste Stadt. Wir waren ein paar Tage auf See, lange genug, um uns an den sich wiederholenden Tagesablauf zu gewöhnen. Das Leben an Bord hat Ähnlichkeit mit einem Kloster, alles geschieht zu festen Zeiten, und man kann nicht weg. Nach einer Weile hat man seine Schritte dem sanften

Schaukeln angepaßt, der feste Boden an Land fühlt sich danach merkwürdig an. Ich lese die Zeitung mit der Lokalpolitik, vor dem Hintergrund der Anden auf der einen und dem Ozean auf der anderen Seite steht eine neunköpfige Jungengruppe und gibt auf großen Trommeln ein aufwühlendes Konzert, so laut, daß man es bis in die Berge hören kann. Holzschiffe hängen schief am Kai. Auf irgendeiner Mauer steht, daß Lesen ein Rettungsanker gegen die Langeweile ist, wohlgemerkt. Ich lese nun schon seit Tagen die unglaubliche Geschichte *Sailing Alone Around the World* von Joshua Slocum, der auf seinem eigenhändig gebauten Schiff zwischen 1895 und 1898 als erster allein die Welt umsegelte. Hätte er diese Reise jetzt gemacht, so hätten wir ihm begegnen müssen, denn er segelte über Kap Hoorn und die Magellanstraße in Gegenrichtung entlang dieser Küste nach Norden zu den kleinen Inseln Juan Fernández und San Félix, die Schouten und Le Maire bereits 1615 auf dem Weg nach Indien besucht hatten, kleine Flecke weit entfernt im Ozean, die wir rechts liegenlassen. Unweit von Puerto Montt befindet sich Puerto Varas, ein kleiner Hafen am Llanquihue-See. Dort sehe ich auch meinen gepreßten Seetang wieder, bestimmt für die Fischsuppe. Auf hohen Pfählen steht ein Holzgebäude im Wasser, man geht auf einem Steg an den vielen Küchen mit Fischen, Garnelen, Krabben und großen Seeigeln entlang und sucht sich einen Platz mit Blick auf den schneebedeckten Vulkan. *Local 20*, von Silvia. Eine Holzveranda über dem Wasser, ein ferner Vulkan mit Eismütze, um mich herum das weiche Schnurren des chilenischen Spanisch, aus dem kleinen Transistorradio über dem mächtigen Herd kommt ein Lied über eine große entschwundene Liebe, und meine eigene Welt rückt in immer weitere Ferne.